

Glückliche Genügsamkeit

Pierre Rabhi

GLÜCKLICHE GENÜGSAMKEIT

Aus dem Französischen
von Dirk Höfer



Matthes & Seitz Berlin

Die reifste, die schönste Leistung, die die Menschheit nun zu realisieren hat, wird darin bestehen, auf ihre vitalen Bedürfnisse mit den einfachsten und vernünftigsten Mitteln zu antworten. Seinen Garten zu bestellen oder sich einer unabhängigen schöpferischen Aktivität zu widmen, wird als ein politischer Akt, ein Akt des legitimen Widerstands gegen die Abhängigkeit und die Unterwerfung des Menschen verstanden werden.

VORWORT

Seit 45 Jahren habe ich, mit Unterstützung und dem stillen Einverständnis meiner Familie, mein Leben auf dem Pfad der Genügsamkeit geführt. Folglich möchte ich mich nicht in allgemeinen Erwägungen und Theorien verlieren und berichte hier lieber von den Gedanken, Entscheidungen und Initiativen, zu denen mich diese bewusst getroffene Wahl inspiriert hat. »Tun, was man sagt, und sagen, was man tut«, dieses Prinzip wird meinen bescheidenen Aufzeichnungen Kohärenz und hoffentlich auch Glaubwürdigkeit verleihen. Mit dem vorliegenden Bericht möchte ich ein paar Überlegungen zu jenen Entscheidungen beisteuern, die aufzuschieben in unmittelbarer Zukunft mittel- und langfristig ernsthaften Schaden anrichten würde. Wie auch immer man das unumgängliche Maßhalten angehen mag, eines ist gewiss: Die Grenzen, die dem Planeten Erde von Natur aus auferlegt sind, verleihen dem Prinzip eines unendlichen ökonomischen Wachstums einen unrealistischen und absurden Zug. Unrealistisch, setzt man auch nur die elementarsten biologischen oder physikalischen Analysemethoden auf die Erscheinungen und die Struktur des Lebens an; absurd, sobald man von der simplen Logik eines Denkens Gebrauch macht, das sich von jeder Manipulation freizuhalten weiß. Das

herrschende System, das sich mit großen Leistungen brüstet, setzt in Wahrheit alles daran, seine Ineffizienz zu verschleiern, die schon eine einfache Energiebilanz zutage fördern würde. Eine solche Prüfung würde auch die inneren Widersprüche eines Modells aufdecken, das nicht produzieren kann, ohne zu zerstören, und folglich den Keim seiner eigenen Zerstörung in sich trägt. Es ist an der Zeit für eine Zivilisationspolitik¹, die auf der Stärke der Genügsamkeit beruht. Ein spannendes Experimentierfeld tut sich auf, das jeden dazu einlädt, mit der höchsten schöpferischen Leistung aufzuwarten, die da heißt: Unseren vitalen Bedürfnissen mit den einfachsten und vernünftigsten Mitteln Genüge zu tun. Es ist eine Option für die Freiheit und sie stellt einen politischen Akt dar, einen Akt des Widerstands gegenüber einer Sache, die den Planeten unter dem Vorwand des Fortschritts ruiniert und ihn dem Menschen entfremdet. Die Schönheit der Natur, des Lebens und der schöpferischen Tätigkeit des Menschen sollte uns auf dem vor uns liegenden Weg inspirieren.

DIE SAAT DER REBELLION

DER GESANG DES SCHMIEDS

Tag für Tag geht ein einfacher Mann, der im Süden Algeriens in einer kleinen Oase lebt, seinen Beschäftigungen als Familienvater und Ernährer nach. Er öffnet die Tür zu seiner Schmiedewerkstatt, zündet das Feuer an und wird den ganzen Tag lang nichts anderes tun, als Metall zu bearbeiten. Er hält die Landwirtschaftsgeräte der Bauern instand, repariert die einfachen Alltagsgegenstände. Dieser kleine Vulkan der Wüste lässt den ganzen Tag über den Amboss erklingen, ein Lehrling betätigt den Blasebalg, um die Flammen anzufachen. In einem Schwarm schnell erlöschender Sterne springen weißglühende Funken vom Hammer des Handwerkers, der von seiner Arbeit völlig in Anspruch genommen und gewissermaßen aus der Welt ist.

Ein schweigsames Kind sieht ihm zu, bewundert ihn und ist ungeheuer stolz. Von Zeit zu Zeit unterbricht der Mann mit dem energischen, asketischen, vor Schweiß triefenden Gesicht sein Tun, empfängt seine Kunden, erkundigt sich nach ihren Anliegen. Manchmal bildet sich vor der Werkstatt spontan eine Männerrunde. Man tauscht sich aus, trinkt Tee, man scherzt und lacht, auf einer Matte aus Palmfasern hockend, und unterhält sich auch über ernste Dinge.

Unweit des Ateliers liegt ein rechteckiger Platz, ziem-

lich groß, der von Läden – Bäcker, Metzger, Tuchhändler usw. – aber auch von Schuster- und Tischlerwerkstätten, Schneider- und kleinen Goldschmiedeateliers umgeben ist. Tag für Tag dringen Lieder aus den Läden, eine heitere Stimmung, die sich in der je nach Jahreszeit lauen oder stickigen Atmosphäre ausbreitet. Auf der Westseite befindet sich ein leerer, offener Platz, der für den Markt bestimmt ist. Eine Art Karawanserei, ohne Mauern, wo sich brüllende Kamele mit Schafen, Ziegen, Eseln und Pferden tummeln und einen starken Geruch verströmen. Wortkarge Nomaden kommen und gehen; andere hocken herum, lehnen an prallgefüllten Getreidesäcken; trockenes, gebündeltes Holz erinnert an die Wüste, wo es zusammengeklaut wurde. Dem Auge des Käufers bieten sich haltbar gemachte, gepresste Datteln und in der Saison manchmal Wüstentrüffel. All dies bildet eine Art gedämpften Tumult, durchsetzt von den schrilleren Stimmen der Händler, die ihre Kunden herbeirufen. Manchmal bieten Geschichtenerzähler und Akrobaten einem im Kreis stehenden, faszinierten Publikum ihre Heldengeschichten und Träume feil. Zwischen ockerfarbenen, ineinander verschachtelten und von Dachterrassen überragten Häusern, die sich um ein weißes Minarett scharen – es sieht aus wie ein die vier Himmelsrichtungen absuchender Wachposten –, ist die gesamte Stadt von schattigen Gässchen durchzogen. Aus dieser lehmigen Ansammlung ragen hier und dort Palmen hervor. In einer Gegend, in der die Sonne ihre brennenden Strahlen wie kleine Stückchen Glut hervorschleudert, fungieren manche als Sonnenschutz und beschatten die

Gemüsegärten. Außerhalb der Stadt gibt es nichts als Sand- und Steinwüste, umschlossen von einem Gebirge, das sich wie eine endlose Mauer von einem Horizont zum anderen erstreckt. Inmitten der unwirtlichen Wüste mutet das Leben an wie ein Wunder.

Kargheit bestimmt den Alltag. Doch das extreme Elend berührt die Menschen dieser Kultur der Almosen und der Gastlichkeit – vordringliche Verpflichtungen, zu der die Grundsätze des Islam immer wieder anhalten – nur wenig. Die Jahreszeiten und die Sterne rhythmisieren die Zeit. Das über Jahrhunderte bestehende und über die Stadt wachende Mausoleum ihres Gründers, der zu seinen Lebzeiten Gewaltlosigkeit predigte, hat seit jeher für ein spirituelles, der Friedfertigkeit und Eintracht förderliches Klima gesorgt.

Die friedliche Stadt ist indessen kein Paradies. Wie überall sind die Menschen vom Leid heimgesucht; die Besten leben neben den Schlimmsten. In das Zusammenleben mengen sich Unstimmigkeiten, Missgunst, und auch die Lage der Frauen beleidigt Vernunft und Herz. Gleichwohl sorgt eine beharrliche Mäßigung für die Einhaltung des Friedens. Eine Art allgegenwärtiger Freude überwindet die Armut, ergreift jeden Vorwand, um sich in improvisierten Festen auszulassen. Hier offenbart sich die Existenz auf sehr spürbare Weise. Der kleinste Schluck Wasser, der kleinste Bissen Nahrung verleiht dem von einer nie erlöschenden Langmut getragenen Leben den Geschmack des Wahrhaftigen. Ist erst einmal das Notwendigste gewährleistet, stellen sich rasch Befriedigung und Dankbarkeit ein, als ob jeder gelebte Tag

bereits ein Privileg, einen Aufschub darstellt. Der Tod ist etwas Alltägliches, aber keine Tragödie. Dass er die Kinder mit sich reißt, ist freilich grausam, doch die Überzeugung, wonach der Schöpfer sie der Schändlichkeit der Welt entzieht und ihnen somit das Privileg gewährt, ihre Unschuld zu bewahren, lindert den Kummer. Der Tod ist der Obwalter einer Endlichkeit, für die jeder gerüstet ist. Er ist allgegenwärtig und schert sich nicht um Rang, Prestige oder Reichtum. Er schaltet und waltet, wie es ihm gefällt, unvorhersehbar, und gibt Gott die Seelen wieder, wenn dieser es befiehlt. Sich mit dem abzufinden, was geschrieben steht, dient der Beruhigung, denn das Schicksal ist der Spielball der Dinge, gegen die der menschliche Wille nichts ausrichten kann. Aber nichts kann geschehen ohne den Willen Gottes.

Inmitten dieser vielgestaltigen Welt lässt der Schmied Tag für Tag seinen Amboss erklingen. Er selbst ist Sänger, Poet und gibt seine Kunst vor aller Welt zum Besten. Seine Stimme, begleitet von einem Saiteninstrument, versetzt die zahlreichen Zuhörer in freudigen Jubel, der sich unter einem ewigen, von Sternen glanzvoll durchzogenen Himmelsgewölbe manchmal bis zu einer kollektiven Trance steigern kann. Wenn diese Welt zwischen Traum und Poesie nicht von Leid und Kummer ausgenommen war, dann weil es sich dabei um eine Frucht gehandelt hat, die lange am Baum des Schicksals reifte. Nicht anders als an anderen Orten der Welt haben die Menschen auch hier nach Harmonie gestrebt, ohne sie vollkommen erlangen zu können, denn die Vollkommenheit gehörte nicht zu ihren Privilegien.

DAS ENDE EINER JAHRHUNDERTEALTEN WELT

Und dann, unmerklich, langsam, beginnt alles in dieser Welt aus den Fugen zu geraten. Der Schmied wird traurig. Er ist besorgt, von seltsamen Gedanken geplagt. Abends kehrt er nicht mehr nach Hause zurück wie es ein freier Jäger tun würde – zwar bisweilen mit leeren Händen, aber doch meistens mit einem mit Essen reich gefüllten Korb für seine Familie, Nahrung, die er eigenem Verdienst, seinem Talent und seinem Mut sowie dem Wohlwollen Gottes verdankt. Für den Schmied gibt es immer weniger, bedrängend wenig Arbeit. Die französischen Besatzer haben Kohle entdeckt und bieten allen tauglichen Männern eine bezahlte Tätigkeit an. Die ganze Stadt steht Kopf. Die Zeiten, in denen das Leben einen intensiven Geschmack aufwies, sind vorüber – und auch die Ewigkeit. Die Stunde schlägt nach den großen und kleinen Uhren, die bis dahin unbekannt waren, schlägt im Takt der Minuten und Sekunden. Die neue Zeit möchte alle »Zeitvergeudung« abschaffen, und im Reich des stillen Traums wird Trägheit plötzlich als Faulheit verstanden. Jetzt heißt es ernsthaft bei der Sache sein, viel zu bewerkstelligen. Jeden Morgen gilt es, sich mit einer Acetylenlampe in die dunklen Eingeweide der Erde zu stürzen, um einen schwarzen Stoff auszugraben, in dem seit unvordenklichen Zeiten ein Feuer

schlummert, als warte es auf seine Erweckung, um die Ordnung der Welt zu verändern. Jeden Abend kommen die Männer wieder hervor, das Gesicht schmutzig von dem merkwürdigen Termitenbau, in dem sie den ganzen Tag über eingesperrt waren. Nur mit Mühe sind sie wiederzuerkennen, selbst, nachdem sie sich gewaschen haben, ist ihr Gesicht nicht von der dunklen Kohlemaske und dem Staub befreit. Hartnäckig hält sich ein dunkler Ring um ihre Augen, das Emblem der neuen Bruderschaft der Bergleute. An immer mehr Armen prangt eine Armbanduhr; um schneller voranzukommen, werden Fahrräder angeschafft; das Geld dringt in alle Bereiche der Gemeinschaft. Die Traditionen wirken zunehmend veraltet, überholt. Man muss sich nun dem Geist der neuen Zivilisation überlassen.

Wie Alfred Daudets Meister Cornille², der unter dem Spott über seine vom Atem Gottes getriebene Windmühle leidet, die von den Dampfmühlen – dieser Erfindung des Teufels – aus dem Feld geschlagen wird, widersteht der Schmied nach Kräften diesen Umwälzungen. Aber er muss sich den Tatsachen beugen: Die Kunden machen sich rar, um seine Familie zu ernähren, braucht es ein Wunder. Es bleibt ihm nichts anderes, als selbst eine Termite zu werden. Dank seiner Fähigkeiten und seines Talents wird er als Zugwagenführer eingesetzt, mit seiner Rangierlokomotive zieht er lange Reihen von Waggons, die mit dem magischen schwarzen, für den Export nach Frankreich bestimmten Stoff gefüllt sind. So hält der Fortschritt Einzug in diese jahrhundertealte Ordnung.

Das Kind ist erschüttert, den Schmied allabendlich schmutzig wie alle anderen nach Hause kommen zu sehen. Als sei sein Idol entzaubert. Die Werkstatt ist von nun an ein stilles Gehäuse, das sich über die obsolet gewordenen Erinnerungen an eine undenkliche, brüsk abgelöste Zeit gestülpt hat. Der Amboss erklingt nicht mehr. Die Zivilisation ist da, mit ihren Attributen, ihrer Komplexität und ungeheuren Verführungsmacht, ohne dass das Kind sie hätte verstehen oder gar erklären können.

Zweifelsohne wird der Leser verstanden haben, dass der von dem Kind bewunderte Schmied, Poet und Musiker, der Vater des Autors und das Kind niemand anderes als der Autor selbst ist.

DER AMBOSS SCHWEIGT

Die Knechtschaft seines Vaters fügt dem Kind eine seltsame Verletzung zu. Die gesamte Bevölkerung spürt, dass sich auf schleichende Art etwas Bedeutendes ereignet, ohne wirklich zu verstehen, worum es sich handelt. Die Ära, in der Arbeit zur Daseinsberechtigung wird, ruft, angefacht vom Geld und all den neuen Dingen, die nun zu kaufen sind, die Maßlosigkeit auf den Plan. Wie in einer letzten Aufwallung von Freiheit kehrten einige Minenarbeiter, nachdem sie ihr erstes Gehalt bekommen hatten, nicht mehr zur Arbeit zurück. Als sie ein, zwei Monate später wieder erschienen, wurden sie von ihren Arbeitgebern gefragt, weshalb sie nicht früher wieder zur Arbeit gekommen seien. Arglos antworteten sie, sie hätten ihr Geld noch nicht ausgegeben gehabt; warum also hätten sie arbeiten sollen? Ohne sich dessen bewusst zu sein, hatten sie eine Frage gestellt, die sorgsam umgangen worden war, die heute aber auch für unwesentlich gehalten wird. In jenen Zeiten der großen Umbrüche, als es darum ging, die *conditio humana* zu überdenken, hätte man sie aber sehr wohl beantworten müssen: Arbeiten wir um zu leben, oder leben wir, um zu arbeiten? Man kann sich gut vorstellen, dass die Bergbaufirma den undisziplinierten Naivlingen den Kopf zurecht gerückt hat.

Ich selbst musste sehr viel später begreifen, dass die arrogante und totalitäre Moderne diesen Schmied, wie zahllose andere Menschen in Nord und Süd, einer Herabwürdigung ausgesetzt hat, die aus der Negierung seiner Identität und seiner Persönlichkeit rührte. Schlimmer noch: Unter dem Vorwand, die Lebensverhältnisse zu verbessern, hat sie sie auf eine moderne Form der Sklaverei reduziert – und zwar für alle –, nicht nur, indem sie Finanzkapital generierte, ohne dabei auf Gerechtigkeit zu achten, sondern auch, indem sie das Geld zum Maßstab des Reichtums erhob und die denkbar schlimmste Ungleichheit auf dem Planeten etablierte. Die Ausbeutung und Versklavung des Menschen durch den Menschen, der Frau durch den Mann, stellt seit jeher eine Perversion dar, eine Art Fatalität, die der Menschheitsgeschichte ihre notorische Hässlichkeit verliehen hat; im Unterschied zu dieser, sagen wir spontanen Perversion, hat die Moderne mit ihren Revolutionen, die doch Schluss damit machen sollten, diese Perversion mit den schönsten moralischen Etikettierungen versehen und weitergetrieben: Demokratie, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Menschenrechte, Abschaffung von Privilegien ... Dies mag in ernster Absicht erfolgt sein; man sollte allerdings anmerken, dass selbst die beharrlichsten Versuche, eine gerechte Ordnung zu etablieren, von der tief verwurzelten Natur des Menschen vereitelt werden.

Nie hallte der Amboss so laut in mir wider als seit er schweigt; sein Schweigen ist unwiderruflich, eingeschrieben in eine unvollendete Partitur, in der die Melo-

die auf immer unterbrochen ist. Viel später musste ich mir eingestehen, dass mir dieses Schweigen den Keim einer Rebellion eingepflanzt hat, der Ende der fünfziger Jahre zur Entfaltung kam. Damals war ich zwanzig Jahre alt und die Moderne kam mir vor wie ein ungeheurer Betrug.

DIE ENTTÄUSCHUNG

Ende der fünfziger Jahre war ich ein einfacher Arbeiter einer Firma im Pariser Umland. Meine Kollegen, die ich mochte und schätzte, waren überzeugt, dass die moderne Welt ihren Kindern eine strahlende Zukunft bereithielt; dies gab ihrer Tätigkeit einen Sinn. Auf diesen Glauben gestützt, wurden einige von ihnen zu so etwas wie Missionaren, auch wenn die Stimmung eigentlich zum Atheismus und einer stark ausgebildeten Laizität tendierte: Geimpft mit der Strahlkraft der marxistischen Doktrin, die ihnen als Gegenmittel gegen jegliche spirituelle Anwandlung diente, befanden sie sich in einem tiefen Widerspruch mit jeder Form religiösen Glaubens und beklagten den »Verrat« einer Kirche, die dem Kapital näher stand als dem Proletariat. Sie glaubten an den Fortschritt, dem sie eine Art Kult widmeten, der bis zur Selbstaufopferung reichte. Sie sagten: »Wir schinden uns, aber nur, damit unsere Kinder ein besseres Leben haben. Dank der Ausbildung, die uns noch verwehrt war, werden sie keine solche Drecksarbeit verrichten müssen. Sie werden uns für unsere Knechtschaft und unsere schwieligen Hände rächen.«

Das Bedauern, keine Ausbildung genossen zu haben, gab ihnen das Gefühl, zusammen mit den Bauern der niedrigsten Kaste anzugehören; so verhält es sich

in jeder Gesellschaft, die auf eine intellektuelle Elite setzt.

Es war die Zeit der *Trente Glorieuses*³ und nichts lag näher, als sich Illusionen zu machen: Die Wirtschaft lief auf vollen Touren, gespeist von den ergiebigen und nahezu kostenlosen Rohstoffen der Dritten Welt. Wie man weiß, lag damals über einer Gesellschaft, die eigentlich im Glück hätte schwimmen können, ein moralisches Klima der Enttäuschung, das vielleicht dem Überfluss geschuldet war. »Frankreich langweilt sich«, las man mitunter in der Presse. Im Gegensatz zu heute hatte die Jugend eine sichere Zukunft. Sie verspürte jedoch ein seltsames Unbehagen; als hätten die Exzesse des Habens die Bedürfnisse des Seins aufgehoben, erzeugte die Konsumgesellschaft auch Nöte und Frustrationen. In ihr ist der Konsument offenbar das Rädchen einer Maschine, die immer mehr produziert, damit immer mehr konsumiert wird. Sie führt die verdummende Maschinerie einer allgegenwärtigen Werbung ins Feld und spielt mit dem Konsumenten ein böses Spiel; sie ist eine Kurtisane, die ihm mit vorgegaukeltem Charme immer ekstatischere Freuden verspricht.

In Anbetracht einer solch heimtückischen Falle entstand der gegen die Konsumgesellschaft gerichtete Aufstand vom Mai 1968. Unter den äußerst komplexen Beweggründen dieser Revolte kann man einen für das Thema dieses Buches relevanten herausstellen, nämlich das explizit oder untergründig formulierte Bedürfnis nach Mäßigung. Überfluss und Glück gehen nicht unbedingt Hand in Hand; manchmal werden sie

sogar zu Widersachern. Wie ich es bereits zehn Jahre früher geahnt hatte, allerdings eher gleichgültig, ja sogar misstrauisch gegenüber den Ideologien mit ihren Lehren und Dogmen, hatte diese Jugend, über die damals blühenden und heute hinfälligen Ideologien hinaus, die Vereinnahmung ihrer Kreativität durch eine Gesellschaft gespürt, die materiell zu sehr auf Sicherheit setzte und anscheinend unauflöslich in vollendeten Tatsachen erstarrt war. Die Jugend war auf der Suche nach einem Schicksal, dem das Wagnis, das Unbekannte Sinn und Reiz verleiht. Das Leben ist nur so lange ein schönes Abenteuer, wie es mit kleinen oder großen Herausforderungen bestückt ist, Herausforderungen, die die Wachsamkeit aufrechterhalten, die Kreativität anstacheln, die Einbildungskraft anregen, kurz, den Enthusiasmus, das heißt das Göttliche in uns, in Gang setzen. Die Lebensfreude ist ein höchster Wert, den wir alle erstreben, den aber selbst Milliarden Dollar nicht aufbieten können. Sie ist eine Art Privileg, die Tat eines geheimnisvollen Prinzen, der sie je nach Laune der einfachsten Hütte einräumen und dem üppigsten Palast verweigern kann.

Wie also nicht an einer Zivilisation zweifeln, die aus einer Krawatte die Schlinge gemacht hat, die für die alltägliche Erdrosselung steht? Ist diese Halsbinde nicht eine von der berühmten *unsichtbaren Hand* geführte Leine, die, am Ende eines harten Arbeitstages abgelegt, ein Gefühl der Befreiung aufkommen lässt? Auch die Sprache enthüllt verborgene Wahrheiten: Was soll man von Begriffen halten wie Humankapital, Perso-

nalabbau, Personalwirtschaft, Satzung, Führungskraft? Enthüllen all diese Beobachtungen nicht eine fundamentale Wahrheit, das heißt, den lächerlichen Charakter jenes von der Finanz- und Geldgesellschaft vereinnahmten Menschenwesens, das, hat es erst einmal das auf Exzellenz und Wettbewerb beruhende Wertesystem verinnerlicht, alles tut, um es von der Ausbildung an bis in alle mit dem sozialen Erfolg verbundenen Eitelkeiten hinein zu propagieren und weiterzutreiben? Und dieses Wertesystem ist noch nicht einmal ein Garant für ein durch und durch erfolgreiches Leben.

Diese Anklage richtet sich nicht gegen Einzelne, sondern gegen die Doktrin selbst. Die Moderne, mit der wir es zu schaffen haben, hat die Werte der Großzügigkeit verloren, auf die sie sich beruft, offenbar um sie besser verraten zu können ... Der gegenwärtige Zustand der Welt, der Natur und des Menschengeschlechts zeugt von diesem betrügerischen Charakter.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort

Die Saat der Rebellion

Der Gesang des Schmieds | 9

Das Ende der jahrhundertealten Welt | 13

Der Amboss schweigt | 16

Die Enttäuschung | 19

Der Niedergang der bäuerlichen Welt | 23

Dramen des Exils | 25

Entfremdung von der ländlichen Welt | 29

Die Moderne, ein Betrug?

Fortschritt zwischen Mythos und Realität | 35

Der Profitgier unterworfen | 45

Erschütterte Bezugspunkte | 53

Genügsamkeit, eine Weisheit aus alter Zeit

Ein Dorf in Afrika | 65

Im Jahre 1985 | 72

Nichts geht verloren, nichts wird geschaffen,
alles verwandelt sich | 77

Das Band zur Heiligkeit des Lebens | 89

Auf dem Weg zu einer glücklichen Genügsamkeit
Armut als Wert des Wohlergehens | 95
Freiwillige Selbstbegrenzung | 105
Ein humaner Wandel | 113
Für eine konstruktive Empörung | 131

Anhang

Glückliche Träume zur Aussaat
für die Jahrhunderte | 138
Internationale Charta
für die Erde und den Humanismus | 143
Ausstrahlungen und Zukunftsperspektiven | 149
Anmerkungen | 154

Die Publikation des Buchs wurde gefördert durch das Programm
PAP des Insitut Français und der Französischen Botschaft Berlin.

Erste Auflage 2015

Copyright © der deutschen Ausgabe 2015

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Göhrener Str. 7 | 10437 Berlin

info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright © der französischen Originalausgabe 2010

Vers la sobriété heureuse

Actes Sud

Place Nina-Berberova BP 90038 | 13633 Arles cedex

Alle Rechte vorbehalten

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Umschlaggestaltung: Dirk Lebahn, Berlin

www.matthes-seitz-berlin.de

ISBN 978-3-95757-086-4